

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 29.

Grand Island, Rebr., 23. April 1909. (Zweiter Theil.)

Nummer 35.

Frühling.

Sie kommen hervor, die lieblichen Blumen,
Die Frühlingsboten, sie zeigen sich all!
So kommt auch ihr aus den dunkeln Stuben,
Erfüllt die Luft mit jubelndem Schall.

Der Frühling hält Einzug, der Lenz
Ist erschienen
Mit seiner blendenden Blütenpracht,
Die Leiden des Winters will er süßen,
So kommt doch und seht, wie die
Sonne lacht.

O Frühling, du selige, goldene Zeit,
Du gleichst doch keiner andern:
Die Welt liegt vor mir so weit, so
weit,
Und wandern möchte ich, wandern!

Der letzte Liebesdienst.

Erzählung von Edmund S t u r a w y.

In dem mit auserlesenem Geschmack
eingerichteten Salon des Großhän-
dler Reinhardt war eine kleine
Gesellschaft versammelt. Es herrschte
eine äußerst animierte Stimmung. Das
Essen war vorzüglich gewesen, der
Wein mohnmäßig noch besser, und für
das Uebliche sorgte der sprudelnde
Witz und Humor des Gastgebers.

Wenn es eine Person in diesem klei-
nen Kreise gab, die nicht so recht aus
ganzem Herzen mitthat, und dadurch
gewissermaßen etwas aus dem Mittel-
punkt gedrängt schien, so war es Rein-
hardt's Gattin, eine ziemlich reizlose
verschleierte und gebieterisch aussehende
Frau. Obwohl trampfhaft und wie
ängstlich bemüht, in die allgemeine
Fröhlichkeit mit einzukommen, lag
doch über ihrem ganzen Wesen immer
etwas Fremdes, Nichtdagugehöriges.

Das hatte seine guten Gründe. Die
Ehe hatte der Frau eine große Enttäu-
schung gebracht. In den Mädchentrau-
men war ihr die Liebe und Ehe anders,
ganz anders erschienen. Nur dem
Drängen der Eltern nachgab, war sie
einem Manne, dessen erste Frau
taum ein halbes Jahr unter der Erde
lag angetraut worden. Als die zweite!
Er war zwar sehr liebenswürdig und
gut, aber es fehlte die rechte Wärme.
Das war nicht die große, herrliche
Liebe, die alle Schranken bricht. Sie
fühlte es, daß sie nur ihres Geldes
wegen geheiratet worden war. Und
das war es auch, warum sie nie ihres
Lebens so recht froh werden konnte;
das war es auch, warum sie sich inmit-
ten ihres glänzenden Wohlstandes so
arm fühlte wie eine Bettlerin. Reich
war sie und doch — so arm!

Eben hatte der Hausherr einen hu-
moristischen Toast beendet, ein von
Lebenslust und Daseinsfreude über-
schäumendes „Prosit!“, welches von
sämmlichen Anwesenden stürmisch er-
widert wurde, ausgebracht und das
volle Glas bis zur Reize geleert, als
das Stubenmädchen eintrat, bei der
Thür stehen blieb und verlegen auf
Reinhardt hinsah.

„Was giebt es, Minna?“ fragte er.
Da sie noch immer zögerte, trat er
auf sie zu. Das Mädchen flüsterte lei-
se: „Ein Mann... Sprechen will er
mich?... Hast Du ihm nicht ge-
sagt...?“

„Ja, gnä' Herr! Aber er hat so
bitt'... Ich hab' net g'raut'... Es
muß was Wichtiges sein. Er schaut
net sehr empfehlenswert aus...“
Die Gesellschaft hatte sich um den
Zwischenfall nicht gekümmert. Man
liebte eben den Hausherrn hoch leben.
Lautes, helles Lachen mischte sich
in den Klang der aneinandergerastenen
Gläser.

Da — tauchte in der Thüröffnung
eine in dieser Umgebung seltsam wir-
tende Gestalt auf. Ein Mann war's
in den vierziger Jahren, in schlechter,
abgeschabter Kleidung. Wier gingen
ihm die ungepflegten Haare in die
Stirne und aus dem schrecklich bleichen
Gesichte blickten zwei glanzlose Augen
wie erschreckt in die Runde. Auf der
hohen, eleganten Gestalt Reinhardt's
blieben diese Blicke endlich hart haf-
ten.

Das Erscheinen des Fremden hatte
auf die Gesellschaft wie lähmend ge-
wirkt. Eine Berlegenheitspause ent-
stand.

Reinhardt immerfort anstarrend,
sagte der Mann jetzt schmerzlich und
wie bittend: „Reinhardt...“

Dieser ging nun rasch auf den
Besucher zu, sah ihm ins Gesicht und
rief plötzlich überrascht: „Seh' ich
recht?! Das ist ja — natürlich ist
er's! — Brendler! Robert Brendler!
Mein alter Kamerad und liebster,
bester Schulfreund! Die Herrschaften
verzeihen! Komm!“

Schnell schritt er mit dem neuen
Gast in sein elegantes Arbeitszimmer.
Mit aufrichtiger Freude nahm er

Brendler's beide Hände und schüttelte
sie herzlich.

„Willkommen, alter Freund, will-
kommen! Aber so seg' Dich doch!“
Der Mann blieb stehen, blickte wie
ängstlich auf die mit Seide überzoge-
nen Stühle und sagte leise und
stodend: „Ich — ich dank' Dir...“
Und sei net hard, daß ich Dich be-
lästigt... Sei net hard!...“
„Aber was fällt Dir denn ein! Sey'
Dich nur wieder — so...“ Es mö-
ge schon so gegen zwanzig Jahre her
sein, daß wir uns nicht gesehen ha-
ben! Also — wie geht es Dir, Ro-
bert?“

„Ich dank' Dir, Heinrich, für Deine
Herzlichkeit... Hab's net erwartet...“
Es geht mir so weit ganz gut...“
Reinhardt betrachtete sein Gegen-
über forschend und meinte: „Aber es
scheint mir... Dein Aussehen...“
Du weicht mir aus!...“ Er stand
auf, legte beide Hände auf Brendler's
Schultern und sagte mit großer Wär-
me: „Robert, alter Freund! Nicht so!
Schau', es thut mir weh! Laß die
falsche Scham! Schau mir in die Au-
gen! — so — und jetzt sag' mir, wie
es Dir geht! Geh', sag's!“

Brendler wandte sich unter den for-
schenden Blicken Reinhardt's wie ein
Wurm. Plötzlich schlug er beide Hän-
de vor's Gesicht, brach in ein wildes,
verzweifertes Schluchzen aus und rief:
„Schlecht! Heinrich... schlecht!...“
„Robert!“

„Seit drei Wochen ta Arbeit...“
Zwei Tag schon nir gessen... Unter-
standlos bin ich, unterstandlos!“

„Was sagst Du, was?“
Reinhardt, stohweise und sich im
Sprechen förmlich überfügend, fuhr
der Andere fort: „Tag und Nacht irr'
ich herum in den Gassen... wie a
Hund ohne Marken!... Ich wasch net,
wo ich hin soll! Wohin denn nur, wo-
hin denn?! Ra Dach... la Heim...
und ta' Haus! Und da —“ er preßte
die Hand aufs Herz — „da thut's so
weh, so furchtbar weh! Heinrich — ich
halt's nimmer aus!“

„Robert! Unglücklicher! Und Du
bist nicht gleich zu mir? Zu Deinem
alten Kameraden?“
„Sei net böß... Verzeih' mir...“
Ich hab' mich net traut! Dort, wo's
Glück z'haus is, dort sieht ma die
Glenden und Verdammten net gern!
Ma nimmt den Leuten den Appetit!“

„Ach geh'! Reinhardt ließ Essen
und eine Flasche Wein bringen und
sagte: „Ja, Robert, is und trink!“
Während dieser Messer und Gabel
zur Hand nahm, sagte er: „Aber sag'
mir nur um Himmelswillen, wie das
Alles so gekommen ist?“

Brendler legte Messer und Gabel
beiseite und seufzte tief auf.

„Aber so greif' doch zu! Du hast ja
noch keine zwei Wissen...“

„Ich kann net...“ Wehmützig
lächelnd sagte es der arme Teufel.
„So hungrig war ich, aber jetzt...“
Ich muß mich erst wieder d'raan ge-
wöhnen... Wie's kommen is? ...
Mein Gott! Die Verhältnisse... Der
Vater gestorben... Ich hab' müssen
meine Studien aufgeben und verdie-
nen, Mutter und Schwester erhalten...
Arbeitszeit... und so halt...“

„Ja, ja, aber...“
Die Armuth allan is's ja net,
Heinrich! Da wirten Hunderte Sachen
mit, die Du net begreifen kannst! Um
das zu versteh'n, muß ma im Volk
aufg'waschen sein! Du wachst da davon
nir! Deine Eltern waren wohlhabend.
Dein Talent is g'hegt und pflegt
word'n und frei von klanliche Sorg'n
hast Du studir'n können. Als Inge-
nieur und wohlhabenden Mann hast
Du a reiche Partie g'macht, bist da-
durch wieder weiter kommen... Im-
mer weiter... Ah! Du geht Alles so
glatt, so anders. Immer und überall
san mir im Nachteil! Auf alles müs-
sen wir verzichten: Auf Hilf', Retom-
mandation, materielle Unterstützung —
auf Alles! Nir wie Presssteine giebt's
auf unser'm Lebensweg und das
Schicksal haut Einen erbarmungslos
von an zum ander'n! Und da schau'n
noch die Ander'n verächtlich auf uns
herab! Das Können is doch ta
Kunst, wann ma G'leg'nheit zum
Lernen hat!...“

Reinhardt strich mit der Hand
über die Stirne und murmelte:
„Schrecklich ist das, schrecklich! Du
warst auf der Technik der Lieblich der
Lehrer. Eine große Zukunft ist Dir
prophezeit worden. Du warst ein gro-
ßes Talent im Konstruieren und im
Erfinden!“

„Ja! Zum Konstruir'n hab' ich Ta-
lent g'habt, aber net zum Leb'n! Mei-
ne Ideen und Zeichnungen hab'n mir
Andre g'stohl'n und unter eigenen
Namen ausg'führt. Sie hab'n dadurch
ihr'n Weg g'macht! Dem anfauchen

Maschinen hat's ja Niemand glaubt,
daß er so was im Stand is z'schaf-
fen! Der hat doch nir g'lernt... Und
so a Kerl will sich bemerker machen!
Ah! kommt net raus... ewig net
raus!...“

Frau Reinhardt war eingetreten
und blickte fragend auf die beiden
Männer. Reinhardt sagte wie er-
klärend: „Ein Schulfreund von mir.
Es geht ihm nicht am besten. Ich
werde sehen, was ich für ihn thun
kann!“

Aber da stand schon Brendler vor
ihm, streckte wie beschwörend die Hände
aus und rief leuchtend: „Reinhardt!
Du verstehst mich falsch! Nir für mich
will ich, nir für mich! Mit mir is 's
vorbei! Es is aus, ich g'spür's! Na,
na, Heinrich! Es ist aus mit mir! Ich
geh' in's Spital Aber ans möcht' ich
noch, bevor all's z'End is! Deshalb
bin ich 'kommen! Ich hab' a Weib
g'habt... Borig's Jahr is s' g'
storb'n! O, sie war so schön und brav!
Und gern hab'n wir uns g'habt, wo
schredlich gern! A gute Partie hätt' s'
machen können als Madel! Aber sie
hat's ausg'schlag'n mit z' Lieb! Treu
hat s' zu mir g'halt'n und immer
g'hofft, daß es endlich besser wird!
Und nir hat s' g'habt von ihr'n gan-
zen Leb'n, nur amimmer und Sorg'n!
Und das hat sie mir g'freut! Immer
weniger is s' word'n, bis s' der Herr-
gott von dem Jammer erlöst hat!
Und da, Heinrich, hab' ich Dich bitten
wo'll'n — sei aber net böß! — in der
Zeit, wo alle Menschen ihre Todten
ehr'n und ihrer denken — Heinrich!
— ich bitt' Dich vielmals — a Kran-
zeln, a Bouquetier für mein arm's
Weib! A paar Rosen nur — weil s'
is immer so gern g'habt hat — für
mein lieb's, gut's Weib!“

Bitter schluchzend und völlig er-
schöpft warf sich Brendler auf einen
Stuhl hin.

Und die arme reiche Frau Rein-
hardt stand von ihren Gesichten
überwältigt, wie traumverloren da.
Ihre Brust wogte auf und nieder.
Wie eine Offenbarung war es ihr:
Das war's! So hatte sie die große
Liebe vorgefellt! Der am Rande des
Grabes stehende Mann da, dachte
nicht an sich, er bettelte um einig's
Kos'n für sein tobt's Weib.

Reinhardt streifte seine Frau mit
einem Seitenblick. Die reizlose, un-
geliebte Frau erschien ihm jetzt noch viel
höflicher. Und wie war es mit der
Ersten? Ein gleichgültiges Nebenein-
andergehen, aber keine Spur von
Liebe. Hatte er sie überhaupt jemals
geliebt?

Tief gruben sich seine Zähne in die
Unterlippe. Er legte die Hand auf
Brendler's Schulter und sagte ge-
preßt: „Nenn mir die Nummer und ich
werde einen Kranz frischer Rosen auf
das Grab Deines Weibes legen las-
sen.“

Da sprang Brendler auf und rief
erregt: „Na, na! Ich selber! A
fremde Hand soll mir's entweih'n!“

Er entnahm der überreichten Börse
zwei Guldenstücke, drückte Reinhardt
schmerzlich die Hand und sagte,
vor Freude und Aufregung leuchtend:
„Ich dank' Dir, Heinrich! Ich dank'
Dir! Wann mein arm's Weib a auf
Alles hat verzichten müssen, auf die
Lieb' und auf den letzten Liebesdienst,
muß s' net verzichten!... Muß s' net
verzichten!...“

Die beiden Geldstücke trampfhaft in
der Hand haltend, eilte der arme
glückselig von dannen und murmelte
dabei vor sich hin: „Annerl! Rosen
triest! Frische, schöne Rosen als le-
zten Liebesdienst!“

Und die beiden armen reichen Leute
sahen sich stumm in die Augen.

Die Milchstraße.

Die Sterne, die dem unbewaffneten
Auge an der nächtlichen Himmelsdecke
sichtbar sind, erscheinen ohne Bezug-
nahme auf irgendein Centrum nahezu
gleichmäßig durch den Weltraum ver-
streut, in unermesslich großen Ab-
ständen von einander. Die Entfer-
nung der Erde von der Sonne
beträgt 20 Millionen Meilen, aber
wenn wir diesen Abstand zwei-
hunderttausendmal vergrößern und
mit dieser ungeheuren Länge als
Halbmesser eine Kugeloberfläche be-
schreiben denken, so würde innerhalb
dieses unfahbar großen Raumes nur
ein einziger Fixstern angetroffen
werden, nämlich unsere Sonne. Abzu-
schließen würde es sein, wenn diese unge-
heure Kugel zwischen die hellen Sterne
gerollt wäre, die den Orion bilden oder
den großen Bären; auch in jenen Fern-
en würde sie nur einen, höchstens zwei
Sterne umschließen, gleich einsamen
Leuchten in der Debe des dunklen Rau-
mes. Diese ziemlich gleichmäßige Ver-

teilung der Sterne durch den Wel-
traum findet aber nur bis zu einer ge-
wissen, allerdings unfahbar großen
Entfernung hin statt, sie gilt dagegen
durchaus nicht mehr für die zahllosen
Sterne, die die Milchstraße bilden, je-
nen breiten, matten Lichtschimmer, der
in Gestalt eines großen Bogens über
den Himmel zieht, unveränderlich, im-
stummer Majestät, wie ein Abbild des
Unendlichen und Ewigen. Hier tref-
fen wir auf eine völlig abweichende
Anordnung, auf höchst bemerkliche
Zusammenhaltungen von Sternwolken
und feinen Sternchen, die einzeln gar
nicht aufzufassen sind. Zwischen die-
sen Lichtwolken finden sich dunkle
Straßen, manchmal wie gerundene
Kanäle, es sind Stellen ähnliche den-
jenigen, die schon Hertzel als Defini-
tionen im Himmel bezeichnete und die
uns einen Ausblick in sternlose Ab-
gründe des Weltraumes gestatten. Die
eigentliche Milchstraße besteht nicht
aus Sternen, die einzeln dem Fern-
rohr zugänglich wären, ihr Schimmer
ist vielmehr unzerlegbar für unsere
Instrumente. Zwar sieht man über sie
gestreut zahllose kleinste Sternchen
sehen, aber diese bilden nicht die Milch-
straße.

In mondshcheinigen, klaren Näch-
ten erkennt man mit bloßem Auge, daß
die Milchstraße die einzelnen Stern-
bilder in sehr ungleicher Helligkeit und
Breite durchzieht. Im Schwan ist sie
glänzend und gegen den Cepheus hin
zeigt sich eine dunkle Unterbrechung;
im Fuhrmann, in den Zwillingen und
im Einhorn zeigen sich auf breiter,
münder heller Unterlage lange glänzen-
de Streifen. Den prächtigsten Anblick
bietet die Milchstr. in dem Theile, der
vom Sternbilde des Adlers gegen das
des Schützen und des Storpions zieht.
Keine Region der ganzen Himmels-
decke, sagt John Hertzel mit Recht,
gewährt mehr Mannigfaltigkeit und
Reicht durch Fülle und Art der Grup-
pierung. Vom Schwan gegen das am
südlichen Himmel glänzende Sternbild
des Zentauren hin ist die Milchstraße
deutlich in zwei Arme getrennt, und
im Sternbilde des Schiffes erscheint sie
wiederum über einen breiten Raum
vertheilt mit großen dunklen, stern-
armen Lücken dazwischen.

Untersucht man die Karten und Ver-
zeichnisse der Sterne bis zur 9. und
10. Größeklasse, so findet sich, daß
die Trennung der Milchstraße in zwei
Arme in der Verteilung dieser Sterne
nicht zum Ausdruck kommt, die Milch-
straße ist also ein kosmisches Wesen
weit jenseits des Raumes, in dem sich
diese Sterne sammt unserer Sonne
befinden.

Erst die Anwendung der Photogra-
phie auf den Himmel hat es ermöglicht,
die Milchstraße zu erfassen. Besonders
Professor Barnard von der Hertel-
Sternwarte hat zahlreiche Aufnahmen
der Milchstraße ausgeführt und festge-
stellt, daß die Struktur derselben im
einzelnen verschiedenartig ist. In ge-
wissen Theilen bestehen die Wolken-
formen der Milchstraße aus großen Ster-
nen, in anderen aus sehr feinen Stern-
chen, gleichsam wie Sternstaub. Vom
Storpion durch den Schützen anstei-
gend, begegnet man in der Milchstraße
Rebellen und verdichteten Haufen, die
wie zufällig über dieselbe gestreut
sind. Im Schwan trifft man dagegen
auf eine Region, in der ungeheure
Mengen verworrenen Rebells auf-
treten, vermischt mit Sternen, und
ebenso im Sternbilde des Cepheus.

In dem leuchtenden Gewebe der
Milchstraße gibt es neben den hellen
Flecken auch dunkle Stellen, die man
dem Mangel an kleinen Sternen und
Fehlen des feinen Lichtschimmers, der
die Milchstraße charakterisiert, zu-
schreibt. Professor Barnard hat bei
seinen photographischen Aufnahmen
der Milchstraße eine nicht geringe An-
zahl solcher dunklen Stellen entdeckt.
Man erkennt auf den Photographien
deutlich, wie die Sternwolken der
Milchstraße dort auseinandergetreten
sind, ähnlich wie die Wolken unserer
Atmosphäre bisweilen stellenweise auf-
gebrochen erscheinen und in dunklen
Himmelsgrund hervortreten lassen.
Solche Stellen in der Milchstraße er-
klärt Barnard, wie früher Hertzel,
für Oeffnungen zwischen den einzel-
nen Sternwolken, durch die wir noch
tiefer in den — sternleer'n — Raum
blicken. Mit dem Fortschritt seiner
photographischen Aufnahmen traf
Professor Barnard aber auch auf Re-
gionen, in denen die Dunkelheit nicht
wohl auf diese Weise gedeutet werden
kann. Gewisse außergewöhnlich dunkle
Kanäle der Milchstraße im Sternbilde
des Opichus und an anderen Stellen
führten ihn auf die Vermuthung, daß
sie nicht dem Fehlen von Sternen zu-
schreiben sind, weil sie thatsächlich
dunkler als der sternreiche Himmels-
grund erscheinen u. daher für die An-
wesenheit einer dunklen Materie spre-

chen. Unter den photographischen Auf-
nahmen, welche hierfür beweisend sind,
ist besonders eine bemerkenswerth, wel-
che eine Region im Sternbilde des Stie-
res darstellt und am 9. Jan. 1907 auf-
genommen wurde. Man erkennt in
ihr deutlich den Verlauf der dunklen
Materie zwischen den zahllosen Ster-
nen der Milchstraße und deren Aus-
breitung nach Nordwesten hin. Dort
zeigt sich auf dunklem Grunde ein iso-
lierter Nebelfleck, der sich wahrscheinlich
noch weiter ausdehnt, aber in diesem
ausgedehnten Theile lichtlos oder erlos-
chen ist und das Licht der kleinen
Sterne hinter ihm verliert. Wenn der
in Wirklichkeit dunkle Streifen hell
wäre, so würde er sich uns als ein gro-
ßer Nebelfleck darstellen, von ähnlichen
Formen wie manche andere zeigen. Es
kann nach den Aufnahmen von Profes-
sor Barnard jetzt wohl kein Zweifel
mehr darüber sein, daß im Weltraum
ausgedehnte Nebelmaterie sich findet,
die nicht leuchtet, sondern nur durch
Verbundlung des Himmelsraumes
hinter ihr sichtbar wird.

Ueber das eigentliche Wesen der
Milchstraße, d. h. über die Stellung
derselben im Universum, hat sich be-
sonders Wilhelm Hertzel bemüht,
Aufklärung zu gewinnen. Im Jahre
1784 war er zu der Ansicht gekommen,
daß die Milchstraße eine ungeheure
Sternensicht sei, in welcher sich auch
unsere Sonne befände, obwohl dieselbe
nicht im Mittelpunkt derselben stehe,
vermuthlich aber nicht weit von einer
Stelle, wo eine kleinere Sternensicht
sich als Zweig der Hauptmasse abson-
derte. Im folgenden Jahre meinte Her-
zel mit seinen großen Teleskopen die
äußersten Grenzen der Milchstraße er-
reicht zu haben, in Entfernungen, die
dem 50fachen der Entfernung des
Sirius ungefähr gleich sein könnten.
Von dieser Meinung brachten ihn die
Beobachtungen während der folgenden
20 Jahre völlig zurück. „Meine
Streifzüge durch den Himmel“, schrieb
er im Jahre 1802, „haben vollkommen
erwiesen, daß die Helligkeit der Milch-
straße nur von Sternen herrührt, die
in ihrer Zusammengehörigkeit zunimmt,
wie die Helligkeit der Milchstraße
wächst. Diese Sterne zeigen ein Be-
streben, sich in Haufen zusammenzu-
ziehen.“

Im Jahre 1817 kam Hertzel zu der
Ueberzeugung, daß nicht bloß unsere
Sonne, sondern alle Sterne, die wir
mit dem bloßen Auge sehen können,
tief in der Milchstraße liegen und einen
Theil derselben bilden. Im folgenden
Jahre erklärte er, daß die Tiefe der
Milchstraße für seine größten Tele-
scope wenigstens an mehreren Stellen
unergreichlich sei, daß seine Instru-
mente sich nicht kraftvoll genug erwie-
sen, um die entferntesten Sterne der
Milchstraße zu erreichen, und daß es
also unmöglich sei, über deren Gestalt
etwas auszusagen. So viel ist sicher,
daß die Anordnung der Sterne, welche
das bloße Auge wahrnimmt und selbst
diejenigen der schwächeren Sterne bis
zu 9. Größe in keiner erkennbaren Be-
ziehung zur Milchstraße steht. Wir
dürfen uns vorstellen, daß diese Sterne
einen großen nahezu kugelförmigen
Sternhaufen bilden, zu dem auch un-
sere Sonne gehört. Die Sterne der
Milchstraße stehen zu diesem aber in
seiner näheren Beziehung, sondern ge-
hören anderen Sternsystemen an. Viele
der letzteren, welche uns wie Stern-
staub in der Milchstraße erscheinen,
mögen in Wirklichkeit Sternhaufen
sein, die wohl ebenso groß und ebenso
ausgedehnt sind als der Haufen von
Fixsternen, dem unsere Sonne zuge-
hört. Bis in unermessliche Entfer-
nungen sind solche Sternhaufen hinter-
einander getrennt und jeder ist von den
anderen durch Räume geschieden, den
welche die Entfernungen der Fix-
sterne innerhalb unseres Haufens ge-
ring sind. Die meisten der Haufen,
welche die Milchstraße bilden, sind
nahezu in einer Ebene allerseits hin-
tereinander geordnet, und deshalb er-
scheint uns die Milchstraße als unge-
heurer, den ganzen Himmel umspan-
nender Ring. Vielleicht gibt es auch
zwei oder mehrere Ebenen, innerhalb
deren diese Sternhaufen geordnet sind,
und dadurch würden sich die Trennun-
gen der Milchstraße erklären. Schon
der berühmte Lambert sagte (1761):
„Die Milchstraße unterscheidet sich von
dem übrigen Theile des Himmels deut-
lich. Wenn ich gleich alle anderen Fix-
sterne zusammennehme, so muß ich die
Milchstraße von denselben ganz abson-
dern und diesen Streifen in unzählige
kleinere Theile zerfallen. Viele von
diesen Theilen zeigen sich uns dadurch,
daß sie von den übrigen getrennt er-
scheinen; die anderen bedecken einan-
der, weil einer hinter dem andern liegt. Je-
den von diesen Theilen sehe ich als ein
besonderes System von Fixsternen an.
Wir selbst befinden uns in einem sol-
chen und zu diesem rechne ich alle Ster-
ne, die uns sichtbar sind und außer der

Milchstraße liegen, wie auch die größe-
ren, welche diesen Bogen des Himmels
bedecken. Die übrigen Systeme liegen
in der Fläche der Milchstraße um uns
herum.“ Sind diese Anschauungen, wie
zu vermuthen steht, annähernd rich-
tig, so zeigt sich uns in der Milchstraße
die höchste Anordnung der Sterne zu
Systemen, darüber hinaus gibt es keine
noch größere, es gibt keine Milchstraße
von Milchstraßen, sondern nur eine
einzig's Milchstraße, diejenige, welche
wir erblicken.

Eine Abnung der Unendlichkeit
drängt sich hier auf, aber die Grenzen
der Vernunft hemmen den Flug der
Gedanken, und vielleicht stehen wir hier
vor einem der Probleme, die überhaupt
in keiner Gestalt für uns lösbar sind.
Es kann daher nicht auffallen, daß
auch andere Anschauungen über den
Bau der Milchstraße sich geltend ma-
chen. So stützt sich Gaston auf die un-
gleiche Helligkeit derselben in den ver-
schiedenen Regionen des Himmels und
schließt unter Bezugnahme auf die
theilweise Trennung der Milchstraße in
mehrere Arme, daß sie aus einer zahl-
losen Menge von Sternen und Stern-
haufen bestehe, die in spiralförmigen
Windungen angeordnet sind. Unsere
Sonne und die dem bloßen Auge sicht-
baren Sterne bilden einen dieser Stern-
haufen, der in den Windungen der un-
ermesslichen Weltenspirale vielleicht
nach deren Mittelpunkt sich befindet.
Diese Vorstellung gewinnt eine gewisse
Stütze in der Thatfache, daß gemäß den
photographischen Aufnahmen unter den
Nebelflecken des Himmels die Spiral-
form sehr häufig angetroffen wird, und
daß die Spiralnebel nach Aussage des
Spectrotopos vorwiegend aus Sternen
bestehen oder doch wenigstens im Gan-
zen eine völligen Gasmassen sind. Die
photographische Aufnahme der felsa-
men Anammlung von Nebelflecken,
Sternhaufen und isolirten Fixsternen,
die am südlichen Himmel sichtbar ist
und den Namen die große Magelhaen-
sche Wolke führt, hat neuerdings er-
geben, daß dieses ungeheure kosmische
Gebilde ebenfalls eine spiralförmige
Anordnung seiner einzelnen Theile
zeigt und damit das großartige Ge-
bilde dieser Art ist, das sich unmittel-
bar darstellt.

Der berühmte amerikanische Him-
melsforscher Simon Newcomb ist
seiner Studien über den Sternhimmel
zu dem Ergebnis gekommen, daß
fortgesetzt man aus der Abzählung der
Sterne in allen Richtungen und aus
dem Anblick der Milchstraße schließen
könne, unser Sonnensystem sich in der
Nähe des Mittelpunktes des uns sicht-
baren Theiles des Universums befinde,
und zwar auch nahe in der Ebene der
Milchstraße. Der Sternhimmel er-
streckt sich nach Newcomb weiter in der
Richtung der Milchstraße, weniger weit
in der Richtung nach den Polen der-
selben; die Begrenzung des Stern-
reiches ist nicht bestimmt, sondern et-
was unregelmäßig. Die sämmtlichen
Sterne dieses Komplexes belaufen sich
der Zahl nach auf Hunderte von Mil-
lionen. Außerhalb der Milchstraße
zeigen die Sterne im allgemeinen keine
Tendenz, sich zu Systemen oder Hau-
fen anzuhäufeln, sondern sind eini-
germaßen gleichförmig durch den Raum
gestreut. Das sind die Ansichten ei-
nes unserer bedeutendsten Himmels-
forscher.

Sehr nahe liegt die Frage, bis in
welche Tiefen des Raumes hinaus die
Bestandtheile der Milchstraße für uns
noch wahrnehmbar sein mögen. Da
schon die Entfernungen der Fixsterne
des einen Haufens, zu dem unsere
Sonne gehört, so groß sind, daß wir
nur Vermuthungen über den Durchmesser
derselben anstellen können, so ist
eindeutlich, daß wir von den Raum-
verhältnissen der Milchstraße, die aus
unzähligen Sternhaufen zusammenge-
setzt ist, nichts wissen können. Wir
dürfen in dieser Beziehung unserer
Phantasie die Zügel schießen las-
sen, und wer annimmt, daß das Licht
der entferntesten Theile der Milchstraße
Hunderttausende und selbst Millionen
von Jahren bedarf, ehe es den Raum
bis zur Erde durchlaufen hat, wird
sicherlich keine zu überschwängliche Vor-
stellung haben von der Unendlichkeit
des Weltraumes, die sich uns in der
Milchstraße offenbart.

Hier stehen wir an der Grenze un-
seres auf Beobachtungen und Schluß-
folgerungen gestützten Wissens und
schauen vergeblich aus. „Unter zu wer-
fen, wo kein Hauch mehr weht und der
Markstein der Schöpfung steht.“

Hermann J. Klein.

Nicht jedem Menschen mag es zu-
sagen, in der Gesellschaft den Wolf
zu spielen, aber wer die Wahl hat
zwischen dem Wolf und dem Haken,
tut klug, sich für den Wolf zu ent-
scheiden.